

# Antisemitismus

## interreligiös bekämpfen

Foto: Harald Oppitz

„Du Jude“ sei inzwischen das häufigste Schimpfwort auf deutschen Schulhöfen, sagt die Münchner Religionspädagogin Mirjam Schambeck. Sind alle gegenläufigen erzieherischen Maßnahmen verpufft? Ein interreligiöser Studententag sucht Antworten.

### Von Christoph Renzikowski

München (KNA) Antisemitische Vorfälle in Deutschland haben in erschreckendem Ausmaß zugenommen. Fast keine Woche vergeht ohne eine Veröffentlichung neuer alarmierender Zahlen. Was die Frage aufwirft: Sind vier Jahrzehnte „Holocaust Education“ für die Katz gewesen?

Die Katholisch-Theologische Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) hat am 21. Mai zu einem Studiennachmittag geladen. Es geht um „Antisemitismuskritische Theologie und Bildung“ und „einen Beitrag zur Theologie des Interreligiösen Dialogs“. Naturgemäß ist die katholische Theologie auf dem Podium gut vertreten, dazu stößt ein Rabbiner aus der Schweiz. Aber der zunächst als Mus-

lim wahrgenommene Sozialwissenschaftler Cemal Öztürk entpuppt sich als evangelisch getaufter und konfirmierter Sohn einer Deutschen aus Schleswig-Holstein und eines Vaters aus dem türkischen Antakya, der einer islamischen Minderheit angehört. Öztürk nimmt das wahr und fühlt sich dadurch zu einem entsprechenden „Disclaimer“ veranlasst, bevor er mit seinem Vortrag beginnt.

Das zeigt vielleicht schon ein erstes Problem an: Für einen echten interreligiösen Dia- bzw. Dialog ist es gar nicht so leicht, in Deutschland Gesprächspartner zu gewinnen, die einander auf Augenhöhe begegnen können. Der mitveranstaltenden Eugen-Biser-Stiftung ist das durchaus bewusst. Sie beschäftigt in ihrer kleinen Belegschaft, mit der sie vor allem interreligiöse Demokratieerziehung in Bayern und

Baden-Württemberg betreibt, christliche, jüdische und muslimische Fachleute. Vor Jahren hat sich die Stiftung für einen interreligiösen Studiengang an der LMU stark gemacht. Ohne Erfolg.

Das außerdem als Kooperationspartner des Studententags firmierende „Haus der Kulturen und Religionen München“ ist ein Verein, der sich seit Jahren bemüht, ein solches Haus in der bayerischen Landeshauptstadt zu errichten.

Allein: Bisher gibt es kein Haus, sondern nur provisorische Unterkünfte. Gemessen an der überschaubaren Teilnehmerzahl lässt auch dieser Studententag den Schluss zu: Interreligiöser Dialog ist selbst in einer multikulturellen Millionenstadt wie München kein massentaugliches Thema, sondern etwas für Spezialisten. Dass er aber gerade in der akademischen Welt dringlicher ist denn je, dazu genügt ein Besuch der Uni-Toiletten in der Pause mit deren antiisraelischen und antisemitischen Latrinenparolen.

Antisemitismus lässt sich auf vielerlei Weise definieren, er speist sich aus vielen Quellen und lässt sich als geschichtsmächtige Erzählung immer wieder aktualisieren. Vor allem: Er kommt ohne jede reale Erfahrung mit dem Judentum aus.

Der Berner Rabbiner Jehoshua Ahrens zitiert dazu seinen 2020 verstorbenen britischen Kollegen Jonathan Sacks: „Im Mittelalter wurden Juden beschuldigt, Brunnen zu vergiften, die Pest zu verbreiten und christliche Kinder zu töten, um deren Blut zu verwenden. In Nazideutschland wurden sie beschuldigt, sowohl das kapitalistische Amerika als auch das kommunistische Russland zu kontrollieren. Heute werden sie beschuldigt, sowohl den IS als auch Amerika zu steuern. All die alten Mythen wurden recycelt – von der Ritualmordlegende bis hin zu den Protokollen der Weisen von Zion. Die Karikaturen, die den Nahen Osten überfluten, sind Nachahmungen derer, die in ‚Der Stürmer‘ veröffentlicht wurden.“

Welches Kraut könnte dagegen helfen? Mehr Bildung? Sozialwissenschaftler Öztürk warnt vor Illusionen. Die Hoffnung etwa, unter Migranten verbreitete antisemitische Vorurteile würden sich abschwächen, je länger sie in Deutschland seien und vor allem, je länger sie am deutschen Bildungssystem teilnähmen, hätten sich empirisch nicht erfüllt. Zugleich wendet sich der Experte dagegen, im Antisemitismus vorwiegend ein Problem zu sehen, dass erst mit der zunehmenden Migration wieder nach Deutschland eingewandert sei. Bestimmte Formen von Antisemitismus seien in Deutschland inzwi-



*Antiisraelische und antisemitische Parolen sprühten radikale Demonstranten, die im April einen Hörsaal der Berliner Humboldt-Universität verwüsteten.  
Foto: Imago/Future-Image*



*Positives Beispiel: Die Ibn Khaldun Schule für Arabisch-Unterricht in Berlin Neukölln engagiert sich im Kampf gegen Antisemitismus und wurde dafür von der Berliner Sparkasse ausgezeichnet. Foto: Imago/Funke Foto Services*

schen gesellschaftlicher Mainstream. Dies gelte vor allem für eine sogenannte Schluss-Strich-Mentalität.

### ***Zu viel Wissen für den Kopf – zu wenig persönliche Begegnung?***

Die katholische Religionspädagogin Mirjam Schambeck räumt selbstkritisch ein, „Holocaust Education“ habe sich wohl zu lange auf reine Wissensvermittlung konzentriert und dabei die affektive Seite vernachlässigt. Sie wirbt für persönliche Gespräche und Begegnungen. Und wenn Zeitzeugen wie die inzwischen auch schon hochbetagte Charlotte Knobloch einmal nicht mehr seien, müssten sie eben mithilfe von „virtual reality“ weiter am Leben erhalten werden.

Ein weiteres Problem: Schon wegen der Zahlenverhältnisse sind in Deutschland Alltagsbegegnungen mit Menschen jüdischen Glaubens sehr selten, einmal abgesehen von wenigen Großstädten. Wer hat schon in seinem Bekannten-, geschweige Freundeskreis Jüdinnen oder Juden? Natürlich könnten Rabbiner, Pfarrer und Imame gemeinsam Schulklassen besuchen. Mehr Eindruck würden bei Schülerinnen und Schülern aber womöglich Kontakte zu Gleichaltrigen hinterlassen. In der Schweiz gibt es solche Programme, sagt Jehoschua Ahrens.

Bei der Ausbildung von Lehrkräften wäre viel zu tun, ist man sich an dem Studientag auf dem Podium einig. An den Universitäten gibt es jedoch praktisch keine personelle Basis für interreligiösen Dialog. Theologische Lehrstühle für Judentum und Islam? Fehlangeige. München mit seiner starken katholischen und evangelischen Fakultät und dem europaweit einzigartigen Institut für Orthodoxe Theologie wäre sicher ein guter Standort. Dafür aber müssten Partikularinteressen zurückgestellt werden.

Stichwort Partikularismus. Rabbiner Ahrens stellt in den Raum, dass das Judentum im Kampf um seinen eigenen Staat seine ebenso vorhandene universalistische Seite vielleicht vernachlässigt habe. Zum Beleg zitiert er mehrere rabbinische Stimmen seit dem 18. Jahrhundert: Sich dem Guten und Wahren einer anderen Religion öffnen, ohne sich selbst zu verleugnen und das Eigene zu verachten, sollte das nicht möglich sein?

Und dann macht er noch eine Feststellung, die länger nachhallen wird: In ihrer Alltagspraxis seien sich Juden und Muslime in Deutschland doch viel näher als anderen. Der Rabbiner verwies auf Rituale wie Beschneidung oder Speisevorschriften, aber auch den migrantischen Hintergrund bei den meisten. Wenn da bloß nicht der – soll man sagen vermaledeite? – Israel-Palästina-Konflikt wäre.